dtv

Die Geschichte einer Papierfabrikantendynastie, erzählt von einem, der wie magisch angezogen immer wieder zum Wasser zurückkehrt. Er taucht ein in die sommerlichen Szenen seiner Kindheit und stellt sich vor, wie es gewesen sein könnte: damals, als im letzten Jahrhundert der Ururgroßvater auf seinem Landgut zwischen den Flüssen Orpe und Diemel entdeckte, wie sich Wasser in Papier und Papier sich in Geld verwandeln läßt; damals, als der Sohn des Firmengründers die Fabrik mit seinem nüchternen Zahlenverstand durch den ersten Krieg rechnete und rettete; damals, als die traditionsreiche Geschichte der erstgeborenen Fabrikherren mit dem nächsten Krieg und einem den Musen zugewandten Direktor zu Ende zu gehen drohte. Damals, als eine Frau die vorläufige Rettung brachte.
»Dem Dramatiker [ist] mit seinem Romandebüt ein großer Wurf gelungen. In einer Prosa, die ... weit ausgreift und erzählerische Bögen zu schlagen weiß, entwirft Düffel Figuren, die im Gedächtnis haften bleiben wie der im fremden Reich der Zahlen gefangene ›Malerkrüppel‹ oder seine unglückliche Tochter, in deren Kopf eine extreme Doppelbegabung – das absolute musikalische Gehör und ein maschinenhafter Zahlensinn – zum Wahnsinn führt.« (Hubert Spiegel in der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹)

John von Düffel, geboren 1966 in Göttingen, ist Schriftsteller, Dramatiker und Übersetzer. Er arbeitet als Dramaturg am Deutschen Theater Berlin und ist Professor für Szenisches Schreiben an der Berliner Universität der Künste. John von Düffel wurde u. a. mit dem aspekte-Literaturpreis, dem Ernst Willner-Preis, dem Mara Cassens-Preis und dem Nicolas Born-Preis ausgezeichnet.

John von Düffel

Vom Wasser

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von John von Düffel
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Zeit des Verschwindens (12939)
EGO (13111)
Schwimmen (13205)
Houwelandt (13465 und 19133)
Hotel Angst (13571)
Beste Jahre (13907)
Goethe ruft an (14218)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Vom Autor neu durchgesehene Ausgabe 2000
13. Auflage 2015
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 1998 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG, Köln
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Groothuis & Consorten
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Bembo 10/12· (QuarkXPress)
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12799-8

»Wir kehren immer zum Wasser zurück.«

Sie hatten sich schon Lebwohl gesagt, als sie ihn fragte, und wo willst du jetzt hin? Ans Wasser. Ans Wasser? Wir kehren immer zum Wasser zurück, habe er gesagt. Und das erzählte sie mir wie eine Anekdote, in einem Ton der Belustigung, vielleicht noch reichlich böse über Vorgefallenes zwischen ihr und ihm, von dem ich nichts wußte und nichts weiß. Und ich erinnere mich noch genau, wie ich versuchte, darüber den Kopf zu schütteln und belustigt zu tun um ihretwillen. Aber ich hörte diesen Satz aus ihrem Mund und wußte im selben Augenblick, daß er mich nicht mehr loslassen wird.

Ich bin kein besonders gläubiger Mensch. Für große Welterklärungen konnte ich mich nie begeistern. Leute, die mich mit Inbrunst von etwas überzeugen wollen, waren mir immer fremd. Ich habe mir nicht einmal die Mühe gemacht, ein anständiger Atheist zu sein. Im Gegenteil. Ich bin allen Diskussionen aus dem Weg gegangen, weil ich immer der Meinung war und es auch heute noch bin, daß man sich die sogenannte sichtbare Welt erst einmal genauer anschauen sollte, bevor man über Metaphysik argumentiert. Und in einem gewissen Sinne war es genau das, was dieser Satz sagte. Er sprach nicht von der Macht eines Gottes oder dem Wirken unsichtbarer Gewalten. Er sprach von der Macht des Wassers. Und diese Macht ist eine sehr wahrnehmbare, wirkliche Macht, wie ich heute weiß.

Dieses Buch ist ein Versuch, das zu verstehen. Es ist das Buch von einem, der immer zum Wasser zurückkehrt, und der Versuch, das zu verstehen. Ich werde im Laufe dieses Buches, beim Schreiben dieses Buches viele Tage und Nächte an Flüssen verbringen und auf das Wasser schauen. Ich werde mich vieler Tage und Nächte erinnern, die ich am

Wasser verbracht habe. Und vielleicht werde ich am Ende dieses Buches an einem Fluß sitzen, auf das Wasser schauen und es verstehen.

Der Geruch des Wassers

Man kann es riechen. Im allgemeinen gilt Wasser als geruchlos. Aber man kann es riechen. Ich kann mich an den Geruch verschiedener Flüsse und Meere erinnern. Und auch wenn es nicht das Wasser selbst ist, das so riecht, sondern nur die Verbindung von Wasser mit etwas anderem, so ist doch das Schöne an diesen Gerüchen, an die ich mich erinnere, daß es Gerüche des Wassers sind. Ich erinnere mich, wie es nach fließendem, strömendem, lebendigem Wasser riecht. Genauso wie es umgekehrt totes Wasser ist, das stinkt.

Es gibt eine besondere Verbindung von Wasser und Geruch. Wenn nach einer langen Zeit der Trockenheit zum ersten Mal wieder Regen fällt und wir hinaus auf die Straße treten, dann wirkt die Luft nicht nur frischer und wie gereinigt. Sie ist voll von Gerüchen. Der auf dem Asphalt verdampfende Regen, die getränkte Erde, das Gras, das Laub, alles fängt nach diesem Wasserguß wieder an zu riechen. Und ein großer Teil der Klarheit und der Frische, die wir nach einem solchen Guß empfinden, rührt daher, daß uns das Wasser die Dimension des Geruchs zurückgegeben hat. Wir nehmen alles stärker, kräftiger wahr, nicht nur weil die Farben satter, die Kontraste schärfer sind, sondern auch, weil wir die Dinge wieder riechen. Das Wasser hat uns von unserer Geruchsblindheit befreit. Und wir nehmen die Welt wieder mit allen fünf Sinnen wahr.

Und ich rieche das Wasser selbst: grünes, wildes Wasser, das in einem breiten Strom wirbelnd dahinfließt. Noch bevor ich mich setze und schaue, noch bevor ich das Wasser gesehen

habe, rieche ich seine kühle Frische, diesen Atem des Wassers in der frühlingshaften Luft, rieche, wie das Aufschwappen der Wellen an den Rändern des Flußbettes die Steine dazu bringt, ihren gewölbe-ähnlichen Geruch auszuströmen, benetzt von Wasser, beschienen von einer blassen Frühjahrssonne. Und dann sehe ich, wie das Wasser mit leichtem Wellenschlag den Steinen in alle Poren kriecht und ihnen ihre volle Färbung wiedergibt und ihren eigenen Geruch, den Atem des Wassers und der Steine. Und ich setze mich ans Ufer und schaue aufs Wasser, das frühjahrsgrün dahinfließt, mit unzähligen knospenartigen kleinen Strudeln, die ineinander spielen, aufquellen und sich trollen, im März, kurz vor Basel, am Rhein.

Und ich muß daran denken, was sie mir erzählte von dem Mann – einem Maler –, den sie verlassen hatte, meinetwegen, wie sie sagte, damals, in einer ganz anderen Stadt, an völlig anderen Flüssen. Er war mir mit diesem Satz – von dem ich nur hörte, daß er ihn gesagt haben soll – nähergerückt, näher, als sie es jemals sein sollte. Ich wußte, ich würde eines Tages ans Wasser zurückkehren. Und ich wußte, durch die Art, wie sie es mir erzählte, belustigt und ein wenig boshaft, daß sie nicht dabeisein würde.

Der Geruch des Wassers. Die Häuser meiner Kindheit waren erfüllt von dem Geruch des Wassers, von ganz unterschiedlichen Wassern, Flüssen, Seen, Meeren. Ich erinnere mich an die beinahe nebelhafte Kühle und den Moosgeruch der Orpe, dieses Flusses, der unmittelbar an unsern Garten grenzte und der uns Kinder bereits anatmete, wenn wir noch halb verschlafen im Sommer auf der Frühstücksterrasse saßen. Er hauchte uns so etwas wie süße Grabesluft zu, und so sehr uns auch die Mütter und Großmütter warnten, wir wußten, daß dieser Tag wieder dem Fluß gehören würde. Der schwarzen

Orpe, die seltsam lichtlos und dunkel zwischen moosigen Steinen dahinfloß.

Zwischen zwei Flüssen, zwischen Orpe und Diemel, hatte ein geschäftstüchtiger Ururgroßvater von mir ein Landgut erworben, das sich »Die Mißgunst« nannte. Er störte sich damals an diesem Namen nicht. Er sah nur die Kraft und den Nutzen des Wassers, des vielen Wassers, das dieses Land umfloß. Dieses Wasser, sah er, war Geld. Und er errichtete auf der Mißgunst eine Papierfabrik, betrieben, gespeist und gereinigt vom Wasser. Es war das schwarze Wasser der Orpe, das in diese Fabrik hineinfloß und dort seinen unterirdischen Lauf nahm, hier und da aufschäumte in Kesseln, in Wehren gestaut und gestürzt wurde und dann in Tunnelsystemen wieder verschwand, als Wasserdampf aufschrie und schließlich still, schwarz und unergründlich unter einer verwitterten Brücke davonfloß, mit einem leicht süßlichen Geruch, der in meiner Erinnerung ein Grabesgeruch ist, aber sicherlich herrührte von der Stärke und dem Leim, mit dem in der Fabrik Papier gefertigt wurde.

Für uns Kinder, oder vielleicht auch nur für mich, war unbegreiflich, wie aus diesem schwarzen Wasser weißes Papier werden konnte. Papier, das überall in unserm Haushalt vorkam. Papier, auf dem Einkaufszettel geschrieben wurden, leuchtend weißes Papier, auf dem wir malten, und wenn wir ein Buch aufschlugen, um es vorgelesen zu bekommen, dann war es dasselbe weiße Papier, das uns anschaute, weiß und vielleicht sogar weißer denn je, um die schwarzen Buchstaben darauf so deutlich wie möglich zum Erscheinen zu bringen. Und dieses weiße Papier war aus schwarzem Wasser gemacht. Ich verstand es nicht. Aber mein Ururgroßvater hatte es verstanden. Und er hatte die Ströme des schwarzen Wassers in Papier und das Papier in Geld verwandelt.

Die großen Sandsteinquader der Terrasse waren selbst im Sommer nicht warm. Es war ein finsterer Sandstein, ohne die sonst so charakteristische Helligkeit. Die Grundfarbe dieses Sandsteins muß ein lehmiges, glanzloses Grau gewesen sein. Aber unter dem Einfluß der Witterung färbte der Stein sich schwarz wie Rauch oder Ruß und nahm keine Wärme mehr an. Er verschloß sich. Er verschloß seine Poren und hütete sein kühles Herz, während seine Außenhaut immer finsterer wurde und sich graugrüne Moosflechten auf ihr ausbreiteten. Er stellte sich tot. Und diese Todeskühle spürten wir unter unsern nackten Kinderfüßen auf der Frühstücksterrasse im Sommer, mit Blick auf den Garten, den Brunnen, den Fluß. Und unsere Füße vollführten kleine unruhige Choreographien unter dem Tisch, denn allzu lange konnte man den Fuß nicht aufsetzen auf diesem eisigen Stein, dessen Kälte wir mit unsern unruhigen kleinen Füßen einfach wegtanzten, um dann vom Tisch aufzuspringen und hinunter zum Garten zu laufen, zum Brunnen und weiter zum Fluß.

Auf der anderen Seite der Mißgunst floß die Diemel. Sie floß verborgen hinter Papierschnitzelballen und Arbeiterbaracken und einem vielleicht meterhohen Deich. Aber die Diemel war dennoch da. Sie war der geräuschvollere Fluß. Während die schwarze Orpe still und lautlos die hohlwegartigen Ufer entlangglitt, war die Diemel durch ihre Geräusche da. Sie war ein ständiges Plätschern, Sprudeln und Rauschen, von der heiteren Unruhe eines Wasserspiels. Silbrig und hell floß sie, in Terrassen gestuft, wie auf Treppen herab. Alle zwanzig, dreißig Meter waren kleine Steinwälle aufgehäuft, Hürden, die das Wasser plätschernd nahm und die den Fluß in eine Reihe von Becken unterteilten. Es war ein freigelegtes, offenes, sehr geordnetes Fließen, beinahe ein Schrebergarten aus Wasser, aus dem jedoch die Lebendigkeit des Wassers tönte und sich mit dem Rauschen der hohen Pappeln verband, die

am Ufer standen. Und ich erinnere mich an den Geruch der Diemel, der herüberwehte an Tagen, an denen der Wind seine Richtung wechselte und wir nicht im Garten, wie erlaubt, sondern verbotenermaßen in den Papierballen spielten oder auf den Uferweiden am Diemeldeich. Dieser Geruch war silbriges Wasser und Pappellaub, ein kühler und doch seltsam tauber Geruch, der einen Nachgeschmack hinterließ auf der Zunge, einen stumpfen Nachgeschmack, der im Widerspruch stand zur Frische von Wind und Wasser.

Die Diemel war, mit einem Wort, geheuer. Ein gezähmter, domestizierter Flußlauf. Und die einzelnen Diemelbecken waren wie kleine Seen, hatten Anfang und Ende, boten eine gewisse Sicherheit, waren nicht dieses beunruhigende Fließen und Fluten, Treiben und Immer-weiter-Treiben, der Sog und die Unwiderruflichkeit eines wild dahinströmenden Flusses, in dem, wer hineinfiel, verloren war. Wir Kinder spielten an der Diemel, in der Diemel, im Sommer, wenn sich das aufgestaute Wasser in der Sonne erwärmte und immer wieder durchmischt wurde von dem kühlenden Fluß, der die Wasserschichten verwirrte, warmes, stehendes Wasser an die Oberfläche quellen ließ und kühles, frisches Wasser untermischte. Es war ein Fluß ohne Untiefen und Gefahr, der immer wieder Halt bot, ein Fluß, dessen Grund man immer sehen konnte und der so silbergrau vor sich hinrauschte und raschelte wie die Pappelreihen an seinem Ufer.

Es ist wahr, daß die Farbe des Himmels, die Helligkeit und der Schein des Lichts dem Wasser sein Gesicht geben, genauso wie sich durch den Zug einer Wolke das Gesicht des Wassers völlig verändern kann, helles, freundliches Wasser plötzlich ergraut, versteinert oder umgekehrt dunkles, drohendes Wasser durch die Berührung eines Sonnenstrahls unvermittelt auflacht, glitzert und glänzt. Und dennoch flossen Orpe und

Diemel unter ein und demselben Himmel dahin, zwei Flüsse mit entgegengesetzten Gesichtern, zwei Flüsse mit entgegengesetzten Gerüchen, keine dreihundert Meter voneinander entfernt und zwischen ihnen die Mißgunst und die Sommer unserer Kindheit.

Unmöglich zu sagen, wie oft ich an diese Flüsse gedacht, wie oft ich von ihnen geträumt habe, wie viele Nächte es mich hingezogen hat zu ihnen, wenn ich durch schlafende Städte zog, trockene, flußlose Städte, auf der Suche nach dem Wasser, auf der Suche nach der Bewegung des Wassers, und oft bis in die Morgenstunden an irgendeinem Teich saß oder einem veralgten Stadtgraben, dessen Wasser nicht floß, sondern nur die eine Richtung kannte, die des Sterbens, des Versickerns und Versiegens, Wasser, das sich in der Erde selbst begrub. Und es ist mir leicht, dies zu sagen, jetzt, wo der breite Strom des Rheins das Land vor mir teilt und öffnet und eine glatte Bahn in die Ferne zieht.

In der Diemel, dem gezähmten, terrassenartigen Flußlauf am einen Ende der Mißgunst, hatten wir schwimmen gelernt. Dort hatten wir zum ersten Mal beide Arme geradeaus von uns gestreckt und dann geteilt und unsere nackte Brust dem Wasser dargeboten, im Vertrauen, es würde nicht mit kalter Hand nach unsern Kinderherzen fassen, sondern uns hell und freundlich umspielen, uns tragen und nicht in die Tiefe reißen. Unter der silbergrauen Oberfläche schimmerte unsere Haut vor uns weiß im klaren Wasser. Kleine Wellen und Strudel begleiteten unsere Arme, wenn wir sie teilten und wieder zusammenführten. Sie waren Spielgefährten, die uns glucksend und plätschernd aufmunterten, weiterzumachen, nicht aufzuhören, noch weiter hinauszuschwimmen. Sie, diese kleinen Quirle und Wellenzüge, verhießen uns die Beherrschbarkeit des Wassers, zeigten uns und unsern rudernden

Armen, wie leicht es war, dem Wasser die Gestalt unseres Willens zu geben. Es brauchte nur eine Armbewegung, um eine spiegelglatte Oberfläche zu kräuseln und mit auseinanderdriftenden Wasserringen zu überziehen, es brauchte nur ein paar kräftige Züge, und wir schoben kleine Bugwellen vor uns her, die sich hinter uns schlossen wie Umhänge aus Wasser, wie ein uns einhüllender Stoff. Es war eine übermütige Ahnung unserer Macht über das Wasser, doch es war eine Ahnung, die das Wasser selbst uns gewährte, es war eine Gunst des Wassers, seine Großzügigkeit, daß es unsern kleinen Körpern gestattete, Könige zu sein, die spritzend, platschend und prustend über das Wasser herrschten, während unter unsern strampelnden und paddelnden kleinen Füßen der sanfte Strom des Wassers gleichmütig und unaufhaltsam seiner eigenen Richtung folgte.

Und es war die Diemel, dieser glasklare, pappelduftende Fluß, der unsern Füßen immer Halt bot auf dem steinigen, deutlichen Untergrund, wenn sie ermüdeten oder unsicher wurden oder wenn uns plötzlich eine leise Unruhe befiel, die Angst und Ahnung, daß das Wasser seinen eigenen unergründlichen Willen hatte. Manchmal verschluckten wir uns und spürten für einen Augenblick die Möglichkeit des Ertrinkens in der Lunge, die Härte und Erbarmungslosigkeit des Wassers, wenn es sich auf den Atem legt und auf einmal nach Blut schmeckt, metallisch und gar nicht wie die stumpfe Süße der Pappeln. Manchmal trat der Beinschlag eines anderen Schwimmers, der uns zu nahe gekommen war, einen Wirbel los, der wie ein ungesehenes und unfaßbares Lebewesen über unsere Haut glitt, uns anstieß wie ein Fisch und sich wedelnd wieder ins Nichts auflöste. Dann packte uns ein kurzer Schrecken über das Unsichtbare selbst in dem klarsten Wasser, über die wimmelnden, schattenhaften Geheimnisse, die jedes Wasser unter seiner Oberfläche verbarg. Ein Begriff von

Tiefe tat sich auf, bodenlos wie ein Fjord, der ganze Erdspalten füllt und nach ein, zwei Metern knietiefem Uferwasser siebenhundert oder neunhundert Meter in die Endlosigkeit reicht. Aber die Diemel war da und hielt ihren steinigen Grund für uns bereit, den wir nach einigen kurzen, ängstlichen Stramplern stets zu fassen kriegten, Grund, Land, Festigkeit, wo sich die Zehen einkrallen konnten zwischen den glattgeschliffenen Steinen und wir zum Stehen kamen, das Wasser bis zur Brust, ohne ums Überleben rudern und strampeln zu müssen. Und die dunkle, plötzliche Todesangst unter dem Wasser verschwand so schnell und flüchtig, wie sie gekommen war.

Seltsam ist nur, daß meine Angst vor dem Wasser wuchs, je besser ich schwimmen konnte. Je mehr unterschiedliche Schwimmstile ich erlernte, je sicherer und vielleicht sogar eleganter ich sie beherrschte, desto größer wurde meine Angst. Ich bin in zahllosen Staffeln geschwommen, habe viele Jahre hart die verschiedensten Disziplinen trainiert, mich schließlich auf Marathonstrecken im Freistil spezialisiert und regelmäßig halbe Tage im Wasser verbracht, so lange, bis der klatschende Rhythmus des Schlagarms, das Einholen und Hinausstöhnen der Luft über und unter Wasser und der Vierviertelteltakt des Beinschlags zu einer unaufhörlichen monotonen Begleitmusik meines Lebens wurden, auch an Land, wo mir dieser Rhythmus in den Ohren pulste wie ein zweiter übergeordneter Herzschlag, der Herzschlag eines umfassenderen Organismus aus Wasser und Körper und Kraft.

Aber die Angst wurde größer, von Mal zu Mal. Die Angst während der letzten Schritte zum Beckenrand, die Angst beim ersten Blick aufs Wasser, in dem sich die Tribüne spiegelte mit den Zuschauerreihen, die einen Wettkampf der Schwimmer sehen wollten, wo wir doch wußten, die wir

neben den Startblöcken noch einmal Wasser schöpften und es uns ins Gesicht rieben, daß es ein Wettkampf, ein Überlebenskampf ganz allein gegen das Wasser werden würde, für jeden einzelnen von uns. Wir wußten, daß das erste Eintauchen ins Wasser der Sprung in eine große Einsamkeit sein würde, daß es nichts und niemanden gab, der uns auf den bevorstehenden Kilometern beistehen konnte. Die ersten vierhundert, fünfhundert Meter vielleicht schweifte der Blick auf die benachbarte Bahn und den das Wasser dreschenden Konkurrenten, doch dann schwammen wir blind, Kopf unter Wasser. Es gab nur noch das Einschlagen der Arme, das Rattern des Beinschlags und nichts als Wasser, Entfernung und Atem. Wir wurden Teil jenes übergeordneten Organismus, dessen genaue Pulsfrequenz man erreichen mußte. Nur wer den regelmäßigen Pulsschlag dieses Elements exakt traf, hielt und darin aufging, den nahm das Wasser auf wie einen Teil seiner selbst. Wer aber zu langsam war oder zu schnell, wer durch einen falschen Schlag oder überhastetes Atmen jenseits des Pulses geriet, den ließ das Wasser nicht durch, gegen den verhärtete es sich, sperrte es sich, wurde wie eine Wand aus Wasser, gegen die man vergeblich ankraulte, mal zu schnell, mal zu langsam, wütend, verzweifelt, verloren in der Ungnade des Wassers, das einen auf der Stelle kraulen ließ, das einen bannte in Undurchdringlichkeit.

Mein Alptraum vom Wasser war der, daß es mich nicht aufnimmt in seine Gnade, daß es hart und erbarmungslos gegen mich sein könne, daß es mich zu einem Fremden machen würde in diesem Element. Und jedesmal, während wir die letzten Meter zum Beckenrand zurücklegten und uns das Herz bis zum Hals schlug, jedesmal von neuem lag das Wasser vor uns, glatt und unbewegt, ohne ein Zeichen seiner Gunst oder Ungnade, als hätten wir nicht schon unzählige Stunden in diesem Wasser zugebracht, als seien wir nicht vor weniger

als einem Tag noch eins gewesen mit ihm, getragen wie auf einer Hand aus Wasser und beflügelt von seinem rhythmischen Rauschen, seiner schnellen Geschmeidigkeit. Aber nein, jedesmal von neuem war diese Kluft zu überwinden zwischen den Elementen, zwischen der Festigkeit und Verläßlichkeit des Fliesenbodens, auf den unsere nackten Füße klatschten, der Festigkeit und Verläßlichkeit des Betons oder Stahls der Startblöcke und der Unwägbarkeit des Wassers, das zu weich oder zu hart gegen uns sein könnte, jedesmal von neuem.

Vielleicht wächst diese Angst von Tag zu Tag, weil mich das Wasser noch nie fallen gelassen hat, weil ich bisher immer ein Günstling des Wassers gewesen bin, das mich aufnahm und auf seinem gewaltigen Rücken trug. Es wächst die Angst, daß es mir diese Gunst heute verwehren könnte, gerade heute, bei diesem Wettkampf, bei dieser Entfernung, mitten in der jetzt vor mir liegenden Wüste aus Wasser.

Ich bin noch nie in die Ungnade des Wassers geraten. Aber es ist der Charakter des Wassers, mich die Möglichkeit dieser Ungnade immer spüren zu lassen. Und gelegentlich läßt es Andeutungen seiner Willkür Wirklichkeit werden. Gelegentlich verändert es seine Beschaffenheit, und wie in einem plötzlichen Wechsel von Salzwasser zu Süßwasser zieht es für einen Augenblick die Hand weg, auf der es dich getragen hat, läßt dich die Schwere deines Körpers spüren und zieht wie mit Bleigewichten an allen deinen Gliedern. Alles droht zu sinken, sogar dein Kopf, vor dem die Arme noch wütend das Wasser schlagen, sogar er droht zu sinken, das Wenden und Luftholen zu vergessen und einfach auf die Brust zu nicken, schwer von Schlaf und Tod. Und dann bleibt es doch nur bei dieser Möglichkeit. Und der dunkle Sog in die Tiefe läßt wieder nach und gibt den schon von Todesträumen umnebel-

ten, schon niedergesunkenen Kopf wieder frei, der ruckartig zur Seite geworfen wird und nach Luft schreit, einen Geburtsschrei nach Luft, und die Bleigewichte fallen ab von den Gliedern. Wie von einem warmen Strom Salzwasser, wie von einer warmen gütigen Hand getragen, werden die nächsten Meter unendlich leicht. Geschmeidig zieht das Wasser in Strudeln und Wirbeln vorbei, und es ist seinem Günstling freundlich und gut.

Und während unsere gebückten Körper wie gefiederlose Krähen auf den Startblöcken hocken, geduckt in der Spannung vor dem Pfiff oder Startschuß, während unsere Augen auf die Bahnen vor uns gerichtet sind und die Anzahl der Schläge abmessen bis zu Anschlag und Wende, während dieser kurze, abrupte Moment der Ruhe einkehrt und die Zeit stockt und stillsteht, währenddessen zieht ein Rausch der Angst durch die Köpfe, eine Illusion von Flucht, die Illusion des Aufgebens, des Abbrechens und der Erlösung von dieser Spannung, des Aufstehens und Heruntersteigens vom Startblock: das Handtuch über die Schultern legen und einfach hinausgehen, vor den Augen der verdutzten Zuschauer und der spöttischen, weil neidischen Schwimmer, die nur zu gern dasselbe getan hätten in genau demselben Augenblick, aber nicht den Mut aufbrachten zur Feigheit.

Aber sie ist eine Illusion, diese Flucht. Denn der Sog des Wassers, seine unnachgiebige Anziehungskraft, bannt uns auf die Plätze. Es gibt kein Zurück mehr. Es gibt nur die Flucht nach vorn, die Flucht vor der Angst in die Angst, der Sprung, die Überwindung und das Eintauchen in das andere Element und die Hoffnung, es möge uns gut sein und eins werden mit unseren Bewegungen und uns nicht abweisen, fremd und unverwandt, die Hoffnung, es möge uns aufnehmen, nicht verstoßen.

Und dann das Eintauchen, der möglichst flache, langgestreckte Kopfsprung und das Eintauchen ins Naß, die ersten Meter unter einer dünnen Schicht von Wasser, das sich noch gar nicht anfühlt wie Wasser, sondern trocken wirkt im Moment des Aufpralls und wie ein Nesselbrand über die Haut gleitet. Jetzt die nach vorne gestreckten Arme durchziehen, die erste wirkliche Bewegung im Fluß des Wassers, das die Arme mit aller Macht an sich heranzuholen versuchen wie ein rettendes Stück Land, wie bei einem Klimmzug den Körper nachziehend, während die Beine mit spannabwärts gestreckten Zehen den Auftakt schlagen, einen anschwellenden Trommelwirbel, einen Tusch, und die Arme schieben mit schaufelnden Händen ganze Wasserbrocken beiseite und stoßen sich wieder davon ab, um nach neuen Wasserbrocken zu greifen, und sie räumen die Bahn frei, während Brust und Becken ihre Balance im Wasser suchen und sich eine letzte Hoffnung in der Wut und Angriffslust der Schläge entlädt, die Hoffnung, das Wasser möge nicht mit kalter Hand nach unsern Herzen fassen, vor die sich jetzt keine schützenden Arme mehr breiten, unsere Herzen, die das Wasser jetzt so todesnah umspült, unsere preisgegebenen Herzen – möge das Wasser sie sanft einhüllen und wiegen auf unserer Bahn.

Damals, beim Bad in der Diemel, wußte ich noch nichts von dieser Angst. Prustend, platschend und lachend, tauchten wir aus dem Wasser auf und kletterten auf die Findlinge an der Uferböschung, wo wir uns in der Sonne trocknen ließen. Flossengroße Wasserflecken auf den sonnenbleichen Steinen führten zu unsern Lieblingsplätzen, wo wir die Beine von uns streckten und mit aufgestützten Ellbogen in die Sonne blinzelten. Und die Steine, von unsern Wasserspuren naß, fingen an, ihren Geruch auszuströmen, diesen leicht brackigen Geruch von trocknendem Wasser in den Poren alter Steine, auf denen wechselnde Wasserspiegel Ränder von graugeworde-